

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 2 Februar 2005 120. Jahrgang

Keiner Wahrheit bräche ein Zacken weg ...

... würde sie uns in ein Schmunzelpaket eingeschnürt

Nicht nur eine resolute, eine eigenwillige Person war sie gewesen, die alte Dame. Und noch auf dem Friedhof vor der Trauerfeier witzelten Angehörige wie Gäste, was wohl geworden wäre, hätte es einen Ehemann gegeben, der dem eigenwilligen Kopf eine eigenwillige Stirn geboten hätte. Da setzt die Pfarrerin, nicht minder eigenwillig, zur Trauerrede an. Wie so das Schicksal seine Possen mit uns treibt, meint sie. Dass ein Menschenleben gerade mal einen einzigen Fehler hat: dass es in die falsche Zeit hineingeriet. Ja, hätte die Verstorbene früher, vor gut 250 Jahren gelebt, sie wäre die richtige Frau für Friedrich den Großen gewesen!

Die Wahrheit im Schmunzelpack, bekämen wir sie so doch öfter serviert! Ein Quäntchen gepredigter Humor ist ein Container voll gelebter Zuversicht. Und beneiden möchte man manchen früheren Prediger, der von der gelebten Zuversicht so viel besaß, dass er, wie Friedrich Schleiermacher, sich gelegentlich selber auf die Schippe nahm. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, frühes 19. Jahrhundert, der mit seinen Reden über die Religion selbst die Gebildeten unter ihren Verächtern hinter dem Ofen hervorlockte - und der auf die Frage, wie er es fertig brächte, dass so viele Zuhörer, alte wie junge, seine Predigten besuchten, verschmitzt lächelte: seinetwegen kämen nur die Studenten zum Gottesdienst, wegen den Studenten kämen die hübschen jungen Damen und wegen denen die Soldaten und wegen den Soldaten die Mütterchen und wegen denen die alten Herren.

Ob Gott selber den Humor predigtreif gemacht hat? Dann hat er ihn mit so viel. Einfallsreichtum versorgt, dass selbst ein Gerichtsprophet noch davon profitiert.

Wohlan, ich will von meinem lieben Freunde singen!

Es ist Jesaja, der das Weinberglied singt (Jes. 5,1ff)! Vom Missgeschick des Freundes, der von seinem Mädchen eine Nase gezeigt bekam! Und wie hatte er die Kleine, seinen geliebten Weinberg, wie der Prophet sie in alttestamentlicher Symbolsprache nennt, doch gehätschelt, umworben, verwöhnt! Haarklein klaubt er's auseinander, der schnurrige Prophet - während die Schadenfreude in den Augen der Zuhörer blitzt: Er baute auch einen Turm und grub eine Kelter und wartete, dass sein Weinberg gute Trauben brächte ... aber er brachte schlechte. Ja, wenn einer sich die Liebe erkaufte? Da legt das Lied plötzlich sein Spaßkostüm ab, wird bitterster Ernst: Der Liebende ist Gott, die schnöde Geliebte sein Volk. Nicht nur Gottes Gesetz, Gottes Heilsbemühen schlagen sie aus! Wenn ihnen mit dem Lachen nicht Hören und Sehen verging!

2 723 Jahre hatte es gebraucht.

Längst hatte über den geprellten Liebhaber niemand mehr zu lachen gewagt, als ein Theologieprofessor, der ein Jesaja-Fan war, das Weinberglied des Propheten Jesaja so unnachahmlich paraphrasierte und parodierte, dass in dem Moment, wo der Liebhaber den Mund vor den sauren Trauben verzog, der ganze Hörsaal losprustete. Die un-

Inhalt

■ Artikel

Richard Boeckler,
Keiner Wahrheit bräche
ein Zacken weg... 17

Helmut Maier-Frey,
Gemeinschaft der
Ordinierten 19

Dr. Rainer Oechslen,
Die lutherische Lehre ist richtig 22

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 29

Martin Ost,
Genau hinsehen! 24

Thomas Gitter,
Abschiede: Dr. W. Sommer,
Dr. B. Spieker 25

Hans-Jürgen Müller,
Beide Geschichten sind wahr,
beide haben Recht 26

Siegfried Sunnus,
Das Pferd der Dakota 27

Klaus Schnabel,
Die Vorleser 28

■ Aussprache

Wilhelm Bogner,
Budget und Gerechtigkeit 28

■ Bücher

Dr. Roland Gierth,
Decker, Gefühlsausbrüche...,
Gaudlitz u.a., Die Russen
gehen 29

Herbert Reber,
LLK, Präfationen 30

Dr. Gerhard Münderlein,
Häfner, Das Sterben.. 31

■ Aussprache

Opp, Bezugsquelle 31

H.-M.Barth, Rom 31

■ Ankündigungen

31

heimliche Distanz vom alttestamentlichen Marktplatz in Jerusalem zum Hörsaal in der Heidelberger Universität, der humorige Professor nahm sie, als wäre es gerade ein Katzensprung! Und während zuvor niemand den Schock von Jesajas Predigt mehr richtig empfunden hatte, jetzt war es auf einmal da, das Erschrecken vor Gott, der sich nicht blind alles gefallen lässt!

Nein, keiner Wahrheit, auch der härtesten nicht, bräche ein Zacken weg, würde sie uns in ein Schmunzelpaket eingeschnürt. Erst recht nicht heute, wo niemand mehr vor einer göttlichen Strafpredigt zittern muss, weil das sonntägliche Kanzelgepäck von einer unerschöpflichen Portion göttlicher Lebenshilfe überquillt. Lebenshilfe!

Ludwig Reiners, einer der Meister in der »Kunst der Rede und des Gesprächs« (Bern/München 1962), hat den Humor nicht umsonst als Lebenshilfe reklamiert. Er, der glänzende Stilist, der von Berufs wegen nicht etwa Redelehrer sondern Wollkaufmann war – und der als Kaufmann die Situationen allzu gut kannte, die eine Prise Humor am besten entschärft. Als er einen Kunden besucht, dem man wegen seiner zögerlichen Zahlungsmoral den Anwalt auf den Hals geschickt hatte, ruft dieser Kunde, am Ende des Nähsaals stehend, das Visitenkärtchen, das die Sekretärin ihm gebracht hatte, in der Hand, auf Reiners gemünzt: »Fräulein, bringen sie mir einen Stock!« Worauf Reiners, geistesgegenwärtig, das Jackett auszieht und kontert: »Fräulein, mir auch einen; Gerechtigkeit muss sein!« Ein Lachen – gerettet war die Situation. Doch Glaubens-, nicht nur Lebenshilfe ist der Humor. Und treffend beschreibt das Reiners, indem er den Humor mit dem Witz konfrontiert: »Der Witz lacht, der Humor lächelt. Der Witz ist geistreich, der Humor liebevoll. Der Witz funkelt, der Humor strahlt. Der Witz entlarvt die Unzulänglichkeit der Welt, der Humor hilft uns über sie hinweg.«

Auch wenn es ums Beten geht!

Eine Parodie geradezu, wie Jesus jenen Richter vorführt (Lk18, 1-8), der Gott und die Welt nicht fürchtet, aber vor einer Witwe jämmerlich einknickt – weil sie ihm zusetzt, ihn traktiert, ihm die Gräten bricht und nicht locker lässt, bis ihm nichts übrig bleibt, als ihr zu ihrem Recht zu verhelfen – sonst, fürchtet er, kratzt sie mir die Augen noch aus! Wie

humorvoll Gott sein muss, dass er sich im Konterfei dieses Richters porträtieren lässt! Doch das Groteske ist in Wirklichkeit ernst. Und wir erlauben, wie unser Beten geradewegs darauf angelegt ist, dass Gott es erhört. Ermessen auch, was der Apostel Johannes an einer vor Umständigkeit strotzenden Briefstelle meint: »Wenn wir wissen, dass er uns hört, worum wir auch bitten, so wissen wir, dass wir erhalten, was wir von ihm erbeten haben.« (1. Joh. 5, 15)

Predigtreif?

Nein, predigtnotwendig hat Gott den Humor gemacht! Die Prise Humor, dieses leise Gelächter über die Unzulänglichkeit der Welt – sie lassen uns realisieren, dass wir den einen Fuß schon in der Tür haben, die in die Welt der Gotteswunder führt! Die Prise Humor, mit der Jesus die Predigt von den Lilien hält (Lk 12, 27). denen keine Sorgenfalte zu schaffen macht, die aber bei der Blumenfrau auf dem Markt herrlicher leuchten als im Königsgepränge der Salomo. Die Hauptsache eben wird erbeten, geschenkt. Wenn wir mit uns selber nicht mehr zurecht kommen – und uns wird ein neuer Anfang geschenkt. Oder eine Chemotherapie wurde verordnet – und auf einmal spielt auch der Körper mit, die Heilung schreitet voran. Oder alle Welt verzweifelt – der Zaghafte aber, der Ängstliche, dem niemand ein beherztes Vertrauen zugebraut hatte, verliert nicht den Mut. Ja, schmunzeln müssen wir auch über den Briefschreiber Johannes, wie er so umständlich auf die Erfüllung der Gebete abhebt. Wie er, um ja nicht den Ball oder einen von uns zu verlieren, quasi im Druppelschritt seinen Gedanken in Zielposition bringt: Nicht ob Gott unsere Gebete erfüllt, sei die Frage, sondern ob wir wissen, dass er sie erfüllt. Wie, und dann für ein Gebet keine Zeit? Nein, höchste Zeit! If you are too busy to pray, you are too busy! O Gott, sieh genau hin, vielleicht ist mein Leben ein Gebet!

Kanzelhumor, und kommt er auch verwegen daher – recht soll er uns sein!

Die Pfarrerin, die die richtige Frau für Friedrich den Großen entdeckt hatte, ist das Paradebeispiel dafür, wie die geglättete Pointe selbst die unerbittlichen Regeln der Rhetorik überspielt. Eine Trauerrede! Immerhin der einzige Fall, wo ein Scherz nichts zu suchen hat! Doch die Pfarrerin, kaum auf dem Friedhof, reißt die Trauergemeinde zu einem herzlichen Lachen hin! Oder: Auch bei der Rede macht der Ton die Musik. Stimme deine Tonart vorsichtig auf die Redesituation ein! Doch die Pfarrerin stülpt den Zuhörern kurzerhand eine Stimmung über den Kopf. Und schließlich – je ernster die Situation: Vergiss nicht, zwischen dem Erhabenen und dem Komischen ist es ein winzig schmaler Grat! Doch die Pfarrerin tanzt locker zwischen den Abgründen, als hüpfte sie auf einem Trampolin.

Kein Wunder: Wer die befreiende Heiterkeit des Glaubens treffen will, braucht Mut!

*Richard Boeckler,
Publizist, Stuttgart*

Gemeinschaft der Ordinierten

Warum sie sein muss und wieviel man davon braucht

Lassen Sie mich mit einer Kindheitserinnerung beginnen.

Fünfziger Jahre - mein Vater war damals Pfarrer in einem kleinen Dorf am Rand der Ulmer Alb. Einmal im Monat fuhr man nach Ulm zum »Pfarrkranz«, Montag nachmittags. Manchmal durfte jemand mit von den Kindern. Gemeinsamer Anfang mit Schreck erregend lautem Gesang. Dann tagten die Männer für sich im hinterher völlig verrauchten Dekanatsaal, »miteinander studieren« war die Auskunft; Frauen und Kinder saßen separat irgendwo nebenan, die Pfarrfrauen plauschend und strickend. Es war furchtbar. Man musste als Kind still dabei sitzen, sich die Probleme von Palmbachs Familie anhören und durfte nicht in der Nase bohren. Es hieß, die Socken und Schals, die gestrickt wurden, seien für die armen Neger bestimmt. Das brachte mich früh schon unter kognitiven Stress, denn ich glaubte zu wissen, in Afrika sei es heiß - wozu dann Socken und Schals? Befriedigend erklären konnte das niemand: Von daher schreibt sich übrigens auch meine unüberwindliche Abneigung gegen das, was ich »Pfarrfrauen-Schwäbisch« nenne ...

Ernsthaft: Ganz selbstverständlich regelmäßige Kontakte der Pfarerschaft im Bezirk. Man kannte sich gut, hatte offensichtlich das Bedürfnis, sich zu treffen, verstand sich als Großfamilie, in die Neue feierlich aufgenommen wurden. Selbstverständliche Gemeinschaft der Ordinierten, Familie eingeschlossen. Für alle Beteiligten zugleich Gefühl, etwas Besonderes zu sein, ein Stand eigener Art.

Die soziale Basis für dieses Gefühl: »Pfarrherrlichkeit«. Jeder Pfarrer ein kleiner Papst in seinem Dorf oder Städtchen, als solcher anerkannt in der Bevölkerung. Alles fest in einer Hand, Unterricht, Jugendkreise, Bibelstunden. Natürlich Sonntag für Sonntag auf der Kanzel. Jeder hatte und versah sein Amt, kein anderer sah hinein -, Ausnahme: der Dekan bei der Visitation. Kein kollegialer Vergleich, deshalb auch keine Konkurrenz. Vielleicht von daher ein gewisses Bedürfnis nach Gemeinschaft, nach zeitweiliger Nähe, weil das

Normalverhältnis das der Distanz war. Vielleicht daher leichtgängige Kollegialität, weil sie so selten beansprucht wurde.

Das hat sich verändert.

Man begegnet einander heute - wenn auch nicht allen im Bezirk - unverhältnismäßig viel häufiger. Kanzeltausch, Kasualabsprachen, Bezirksamtsaktivitäten, Dienstbesprechungen auf den verschiedenen Ebenen, Vertretungen, Projekte-, man sieht sich, telefoniert zumindest oder schickt eine E-Mail. Man hat viel miteinander - wenn auch nicht mit allen - zu tun. Kollegialität und also relative Nähe wird häufig beansprucht. Vermutlich wächst dadurch eher das Bedürfnis nach Distanz.

Solches Distanzbedürfnis wird gesteigert durch zwei weitere Faktoren. Einmal: Die Berufsansforderungen sind rasant gestiegen - quantitativ wie qualitativ.

Gemeindebrief, Wochenblatt, Kindergärten, Diakoniestation, Gremienarbeit, Verwaltung - das sind Arbeitskontingente, die es vorzeiten entweder nicht gab, oder die mit wenigen Handgriffen zu regeln waren.

Auch qualitativ sind die Ansprüche anders geworden. Pfarrerin und Pfarrer sind nicht einfach mehr die gescheitesten Leute im Umkreis, denen man kopfnickend zuhört, egal, was sie sagen. Der Allgemein-Pegel von Bildung und Information ist gestiegen. Vorbereitungszeiten im Pfarramt werden dadurch länger. Das gilt für Predigt, Unterricht, Zielgruppenarbeit. Zeitintensiver - das gilt auch für Gespräche, seelsorgerlich oder eher organisatorisch. Mündige Partner brauchen mehr Zeit. Weiterer Faktor: Die Familie, so es sie gibt, verlangt ganz anderes Engagement. Berufstätige Ehepartner, Kinder, die man nicht einfach mehr neben strickende Mütter setzen kann ...

Summa: Man muss seinen Wochenplan inzwischen verteidigen, will man durchkommen. Zusätzliche Termine werden oft als bedrohlich empfunden. Auch von daher eher das Bedürfnis nach Distanz zu Kolleginnen und Kollegen.

Die Stichworte dafür noch einmal:

1. gesteigerte kollegiale Kommunikation
2. gestiegene Berufsansforderungen

3. erhöhte familiäre Anforderungen.

Vielleicht ist das die Erklärung dafür, dass die Diözesanvereine (s.u.) vielerorts gestorben sind oder dahinvegetieren, dass sich KTAs (s.u.) schwer tun, wenn sie häufiger tagen als dreimal im Jahr, dass jedenfalls das Bedürfnis nach Gemeinschaft in der Berufsgruppe sich in Grenzen hält. Wenn, dann wird das Rest-Bedürfnis durch Sympathiekonstellationen abgedeckt: Mit der oder mit dem kann ich; sich treffen und je und dann freundschaftlich, aber auch zu Praxisbegleitung, zu Balint-Gruppen, - in der Regel sympathiegesteuert. Mehr oder minder gilt das wohl auch für die einzige Gruppierung in der Pfarerschaft, die »Gemeinschaft der Ordinierten« programmatisch hochhält, nämlich die »Pfarrergebetsbruderschaft«. Auch hier scheinen mir persönliche, aber auch frömmigkeitstypische und teilweise auch kirchenpolitische Affinitäten wichtig zu sein. Es gilt, nach den Nachrichten, die ich habe, auch für Distriktsarbeit, wo es sie gibt. Unter Sympathie-Vorzeichen versteht man sich als Gemeinschaft, ansonsten bleibt es mehr oder minder bei organisatorischen Absprachen.

Soviel zu den gegenwärtigen Konditionen. Sie sind von so zwingender Art, dass jeder Appell »zurück zu den Vätern« bloß zynisch wirkt.

Trotzdem bin ich der Meinung, dass »Gemeinschaft der Ordinierten« sinnvoll, hilfreich und nötig ist,

und ich habe einige Gründe dafür:

- Der erste Grund

ist verhältnismäßig trivial und pragmatischer Art. Er ist benannt im Prozess des notwendigen Wandels, dessen harter Kern der Pfarrplan ist. »Kooperation« heißt das Stichwort. Ich beschränke mich auf die Kooperation von Pfarrerinnen und Pfarrern untereinander. Sie ist bereits jetzt nötig. Sie wird im Zusammenhang von reduzierten Dienstaufträgen, im Zug von Stellenabbau und Verminderung der Pastorendichte noch wichtiger werden, weil dadurch Schwerpunktbildung schier unausweichlich wird. Wer aber seine Konfirmanden künftig zur Kollegin in den Nachbarort schicken soll, muss es mit dieser Kollegin oder dem Kollegen einigermaßen »können«, ihren anderen Stil, ihre andere Frömmigkeit oder kirchenpolitische Rich-

tung zumindest ertragen. Die Parochiegrenzen werden zwangsläufig durchlässiger, die Verflechtung der pfarramtlichen Nachbarschaft wird enger werden. Das Gefühl »Die grast auf meiner Wiese« oder gar »Saul hat tausend geschlagen, David aber zehntausend« will erst einmal verkraftet sein. Nicht nur, dass der »package deal«, also das Verhältnis von Leistung und Gegenleistung einigermaßen stimmen muss -, vor allem ist dafür eine Disposition des Bewusstseins nötig, nämlich: Wir sind an derselben Sache. Unsere Gaben sind sehr verschieden, nicht aber der Grad unseres pastoralen Adels. Disposition dafür braucht einen Sitz im Leben aus psychischen Gründen. »Gemeinschaft der Ordinierten« ist einer.

- **Der zweite Grund**

ist ein ekklesiologischer. - Dass ich gleich sage, worauf er zielt: Die zum Pfarramt Ordinierten sind und bleiben eine besondere Gruppierung in der Kirche, nicht nur in der katholischen. Denn ihnen ist - so die These - das Amt der Einheit anvertraut. Die CA mit ihren sehr formalen Artikeln V und XIV gibt inhaltlich für das Pfarramt zu wenig her (H. M. Müller und Michael Herbst haben darüber vor 2 1/2 Jahren eine heiße Debatte in den »Theologischen Beiträgen« geführt). Ich meine, man müsse auf das NT und da auf Paulus zurückgehen in seinen großen Charismenkapiteln 1. Kor 12-14. Natürlich ist da vom Pfarramt nicht die Rede, umso mehr aber davon, dass alle Charismata der *oikodomee* dienen müssen, dem Aufbau der christlichen Gemeinde. Die entsprechenden Mahnungen zu Verständigung, zu Rücksicht und Ordnung übernimmt der Apostel selbst -, ohne zu regeln, wer das einmal tun soll, wenn er nicht mehr da ist. Die alte Kirche hat den monarchischen Episkopat dafür erfunden und die apostolische Sukzession dazu. Daran ist nicht alles falsch! Das monarchische Prinzip ist falsch und die Fixierung auf das so genannte Petrusamt mitsamt der real verstandenen Sukzession. Nicht falsch ist die Erkenntnis, dass die Funktion ausgefüllt werden muss, dass jemand da sein muss, der in der wundervoll chaotischen Fülle der Charismata mit ihrer Zentrifugalkraft die Verantwortung dafür trägt, dass

die Gaben zentripetal, nämlich zum Aufbau eingesetzt werden. Dem entspricht als Indiz aus der Reformationszeit, dass das erste Ordinationsformular von 1535 in Wittenberg eben nicht der katholischen Priesterweihe folgt. Priesterinnen und Priester sind nach Luther schließlich alle Getauften. Nein, die Ordination hat bewusst und ausdrücklich als Vorlage die Bischofweihe. Dorothea Wendebourg hat das subtil erforscht (ZEVKR 2000, 5ff.) und der Jenaer praktische Theologe Klaus Raschzok hat daraus die m.E. zwingende Folgerung gezogen: »Der Pfarrer nimmt nach reformatorischem Verständnis das grundlegende, von Christus eingesetzte apostolische Amt der Kirche wahr, das göttlichen und nicht menschlichen Rechts ist ... « (Theologische Beiträge 2002, 145). Er oder sie sind Teil der Gemeinde Jesu Christi insofern, als ihnen Evangelium und Sakramente anvertraut sind, denn die sind der ganzen Gemeinde anvertraut. Sie sind aber darüber hinaus mit der Verantwortung gesegnet und belastet, für die Einheit im Geist des gegenseitigen Aufbaus zu sorgen -, denn so muss man »Bischofsamt« inhaltlich verstehen. Und in dieser Funktion treten sie der Gemeinde gegenüber. Teil der Gemeinde und Gegenüber der Gemeinde - darin besteht das Proprium unseres Berufs, seine Würde, aber auch seine Schwierigkeit. Hier liegt einer der Gründe, weshalb man in diesem Beruf bei aller Betriebsamkeit einsam werden kann. Ich glaube, dass man die Gemeinschaft derer braucht, die in derselben Art der Verantwortung stehen. Das ist nicht anders als bei Ärzten oder in der Notfallseelsorge.

- **Der dritte Grund**

ist pastoraltheologischer Art. Das Amt der Einheit geht über die Ortsgemeinde hinaus. Es bezieht sich auf die Kirche Jesu Christi. »Das Amt, das mit der Ordination empfangen wird, ist - so sehr es sich primär im Dienst an einer Einzelgemeinde verwirklicht - doch nicht an eine bestimmte Gemeinde gebunden. Es bindet ein in die apostolische Kontinuität der Kirche« (Raschzok 146). Ich übergehe die Zwischenschritte und nenne die Konsequenz: Niemand von uns ist Pfarrerin oder Pfarrer allein dieser konkreten Ge-

meinde; wir sind auch Pfarrerinnen und Pfarrer des größeren Ganzen: des Kirchenbezirks, dieser Landeskirche, der Kirche Jesu Christi. Darin verbirgt sich eine Spitze gegen manchen Gemeindeegoismus, dem zu huldigen zwar »Punkte« bringt am Ort, aber nicht unbedingt im Reich Gottes, »Wir hier in Macht-holsheim ... also, die in Merklingen sollen schauen, wie sie zurechtkommen. Sie gehören jedenfalls hierher, Frau Pfarrerin!« Egoismus mündet immer in unheilige Konkurrenz. Die Gemeinschaft der Ordinierten will ein Widerlager dagegen bilden.

- **Der vierte Grund**

ist ein spiritueller. Ordination ist der Beginn eines Weges, so wie die Taufe auch. Zitat: »Ordination entfaltet sich als Lebensarbeit im Pfarrberuf. Sie umfasst die kontinuierliche Erarbeitung einer stimmigen Einheit aus göttlicher Berufung, theologischer Qualifikation, Persönlichkeit und Situation - im lebendigen Kontakt mit Menschen« (Raschzok 150). Auch wenn hier von »Lebensarbeit« die Rede ist: Man kann das nicht machen. Aber man kann Räume schaffen, in denen sich solche Integration eher vollzieht als anderswo. Josuttis spricht in diesem Zusammenhang von Spiritualität, die »den Aspekt eines berufsbezogenen Trainings« hat (Die Einführung in das Leben, 80). Man braucht sie persönlich und man braucht sie gemeinschaftlich als eine evangelische Form dessen, was der katholische Spiritual mit seinen Kollegen einübt. Wenn wir gleich nach solchen Formen fragen, werden wir uns allerdings auf die gemeinschaftlichen beschränken und die persönlichen, wie es sich in evangelischer Freiheit gehört, dem Einzelnen zu ganz eigener Gestaltung freigeben. Zuvor muss freilich ein Gesichtspunkt genannt werden, der in diesen Zusammenhang gehört und der nicht verlorengehen darf. Weil Amt und Person mit der Ordination ineinander verwoben werden und sich im Lauf des Lebens immer mehr verflechten, muss man sagen: Pfarrerin oder Pfarrer ist man mit Haut und Haaren und man ist es immer. Man ist allerdings nicht dauernd als Pfarrerin oder Pfarrer tätig. Insofern verleiht der Beruf in der Tat einen »Charakter«, wenn gleich keinen »character indelebi-

lis«, denn unsereins kann seine Ordination ausdrücklich widerrufen.

Vier Gesichtspunkte also, die für Gemeinschaft der Ordinierten sprechen.

Wieviel braucht man davon?

Um in den vorausgegangenen Begründungen zu bleiben: Man braucht soviel, um (pragmatisch) zur Kooperation befähigt zu werden, soviel (ekkleziologisch), um Teil, aber auch Gegenüber der Gemeinde zu werden, soviel, um (pastoraltheologisch) Pfarrerin oder Pfarrer für das größere Ganze zu sein, schließlich (spirituell) so viel, dass sich die Integration von Beruf und Person vollziehen kann.

Welche Form soll solche Gemeinschaft der Ordinierten haben?

1. Wie immer, soll man bei seinen Nächsten anfangen, ganz wörtlich bei den Nachbarn. Wenn da erst einmal angefangen ist, entstehen die weiteren Kreise von allein. Ich rede von dem Nachbarschaftskreis der Kollegenschaft, der sich in der Stadt verhältnismäßig leicht nahe legt, auf dem Land z.T. durch Distrikte schon gegeben ist oder erst noch geschaffen werden muss. Und nun gerade nicht Sympathiekonstellationen. Es wäre an der Stelle an die harschen Sätze Bonhoeffers aus »Gemeinsames Leben« zu erinnern, mit denen er so genannte »psychische« Gemeinschaft in der Kirche bedenkt. Pneumatische oder geistliche Gemeinschaft nimmt den noch so unsympathischen anderen wirklich in Christus als »anderen« an in all seiner Sperrigkeit. Also wird er oder sie fraglos einbezogen – allein, weil sie meine Nachbarkollegen oder –kolleginnen sind.
2. Gemeinschaft braucht ihre festen Formen. Sie muss ritualisiert sein. Also fixierte Zeit, der Ort darf wechseln reihum. Ich spreche für drei Stunden einmal im Monat. Ich spreche auch für inhaltliche Ritualisierung etwa der Hälfte der Zeit.
3. Der Raum für christliche Gemeinschaft, in der die Andersartigkeit des Andern lebbar wird, ist das spirituelle Dreieck von Anbetung, Schriftauslegung und Erfahrungsaustausch. Es entspricht dem Dreischritt, in dem Luther theologische

Existenz entstehen sah: *oratio – meditatio – tentatio* (Vorrede zum 1. Band der Wittenberger Ausgabe der deutschen Schriften von 1539). In diesem Dreieck bewegt sich übrigens das Pastorkolleg und macht darin wundersame Erfahrungen, was den Umgang mit der Andersartigkeit des andern angeht.

4. Anbetung nach einer einfachen, feststehenden Liturgie, die keinen Raum lässt für persönliche Klimzüge. Dabei fällt alle Konkurrenz ab. Nicht am runden Tisch, sondern nebenan in der Kirche. Die zehn, zwölf Minuten hält man aus auch im Winter.
5. Schriftauslegung: Die württembergischen Sozietätler haben auch in den heißesten Phasen des Kirchenkampfs zuerst miteinander den Predigttext des kommenden Sonntags meditiert und auf den Segen gesetzt, der daraus folgt. Das darf man auch in Friedenszeiten. Eine Stunde ist gut. Über der Bibel öffnet sich die Person wie bei keiner Gelegenheit sonst. Darauf darf man setzen. Die Schrift provoziert ganz ungesucht tiefen Erfahrungsaustausch.
6. Damit ist die halbe Zeit »vertan«, würden mache sagen. Ich behaupte, an Gott verlorene Zeit ist gewonnene Zeit. Man geht anders an Geschäftliches, Organisatorisches, wenn man aus dem Raum kommt, den ich das spirituelle Dreieck nenne. Ich möchte sogar behaupten, das geht daraufhin so leicht, dass noch Zeit bleibt für eine Runde kollegialer Beratung. Die dauert nach einem bewährten Schema, entwickelt von Gert Murr, fünfzig Minuten und vermittelt über einem Fallbeispiel *mutuum colloquium et consolationem fratrum et sororum*.
7. Sie haben natürlich recht, wenn Sie vermuten, auch KTAs und womöglich Dekansdienstbesprechungen könnten nach ähnlichem Muster ablaufen, wenn etwas dabei herauskommen soll. An Gott verlorene Zeit gibt er doppelt wieder. Und ganz richtig ist zu vermuten, dass sich aus solchen Anfängen dann

auch gesellige und Familien-Treffen ergeben können – aber nicht umgekehrt.

Keine Frage: Die meiste Zeit in unserem Beruf gehören wir in die verschiedenen Dienstgemeinschaften unserer Gemeinde und unserer Kirche. Aber manchmal gehören wir als Kolleginnen und Kollegen zueinander, um einander zu vergewissern, dass der Horizont größer ist, als der Kirchturm anzeigt.

Helmut Maier-Frey,
Kirchenrat, Denkendorf

KR Helmut Maier-Frey ist Direktor des Pastorkollegs der Württembergischen Landeskirche in Kloster Denkendorf

Anmerkungen:

»Diözesanverein« ist der frühere »Pfarrkranz«, zu dem sich PfarrerInnen und ihre Familien gesellig einmal im Monat treffen (trafen).

»KTA«, die »Kirchlich-theologische Arbeitsgemeinschaft« ist eine zweimonatliche Zusammenkunft der PfarrerInnen in den Pfarrkapiteln, auf denen man sich mit einem theologischen Thema beschäftigt.

Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers entnommen aus »Pfarrverein aktuell«, Sonderheft »Gemeinschaft der Ordinierten«, hg. vom Evangelischen Pfarrverein Württemberg e.V.

Die lutherische Lehre ist richtig

Predigt am 5. Sonntag nach Trinitatis

Liebe Gemeinde!

Das Augsburgische Bekenntnis ist gut.

Es hat nur einen Fehler: Es ist zu sehr auf die Anerkennung der Altgläubigen bedacht, der Leute, die wir heute »Katholiken« nennen.

Am 10. Artikel des Augsburgischen Bekenntnisses ist mir das wieder einmal deutlich geworden:

»Vom Abendmahl des Herrn wird so gelehrt, dass der wahre Leib und das wahre Blut Christi wirklich unter der Gestalt des Brotes und des Weines im Abendmahl gegenwärtig ist...«

»Schaut her« heißt das in meinen Worten: »Schaut her, unser Glaube, unser Abendmahl sind auch nicht schlechter als euer Glaube und euer Abendmahl.« Wer so redet, der meint, er muss sich verteidigen.

Noch deutlicher wird das beim 24. Artikel des Bekenntnisses von Augsburg:

»Die Messe ist von den Evangelischen nicht abgeschafft worden, sondern wird mit größerer Andacht als bei den Widersachern gehalten. Die gottesdienstlichen Formen sind nicht merklich geändert worden...«

Mit anderen Worten: Wir sind eigentlich noch katholischer als die Katholiken.

Das Ganze klingt, als müssten die Lutheraner sich entschuldigen.

So war es ja auch tatsächlich.

Im Juni 1530 legten eine Reihe von evangelischen Fürsten und die beiden Reichstädte Nürnberg und Reutlingen dem Kaiser ihr Bekenntnis vor. Sie hofften, der Kaiser würde die lutherische Lehre als eine Erneuerung des Christentums betrachten und seine Kriegsdrohungen zurücknehmen. Allerdings: Karl V. dachte nicht daran, diesen Wunsch zu erfüllen.

Neben den politischen Gründen gibt es noch einen weiteren Grund für den Ton der Verteidigung und Entschuldigung im Augsburgischen Bekenntnis: Martin Luther konnte nicht nach Augsburg reisen und vor den Kaiser treten. Seit den Tagen von Worms stand er unter Reichsacht. So wurde das Bekenntnis von Philipp Melancthon verfaßt. Melancthon aber war Zeit seines Lebens weit weniger radikal als Luther. Er hätte gerne das Wohlwollen der katholischen

Bischöfe und des Papstes zurückgewonnen.

Was schert einen gestandenen Lutheraner das Wohlwollen des Papstes?

– so fragt man sich.

Doch Vorsicht:

Im Grunde ist die lutherische Kirche Melancthon viel mehr gefolgt als Luther. Manchmal denke ich, unsere Kirche müsste evangelisch-melancthonische Kirche heißen. Bis heute gilt vielen lutherischen Landesbischöfen, Oberkirchenräten und Dekanen das Wohlwollen des Papstes erstaunlich viel. Noch immer hätten wir allzu gern die Anerkennung der Katholiken – für unsere Rechtfertigungslehre, für unser kirchliches Amt, für unser Abendmahl. Deshalb tut es uns ja auch so weh, wenn ein katholischer Bischof in seiner Predigt vom »Brötchenessen« beim Abendmahl spricht. Wir möchten doch so gerne, dass der gute Papa uns lobt für unsere schönen Abendmahlsfeiern. Und der denkt nicht daran, sondern schimpft auch noch die katholischen Pfarrer, die unser Abendmahl gut finden.

Ich glaube das Streben nach der Anerkennung der Altgläubigen bringt uns heute genau so wenig weiter wie im Jahr 1530. Hier gilt das Sprichwort: Wer sich verteidigt, klagt sich an. Deshalb lasse ich die ganze Debatte hinter mir und greife zur Bibel.

Der älteste Text über das Abendmahl steht im ersten Brief des Paulus nach Korinth:

1. Kor 11, 23–26:

»Denn ich habe von dem Herrn empfangen, was ich euch weitergegeben habe: Der Herr Jesus, in der Nacht, da er verurteilt ward, nahm er das Brot, dankte und brach's und sprach: Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; das tut zu meinem Gedächtnis. Desgleichen nahm er auch den Kelch nach dem Mahl und sprach: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut; das tut, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis. Denn sooft ihr von diesem Brot esst und aus dem Kelch trinkt, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis er kommt.«

Das wichtigste Wort in diesen Sätzen heißt Gedächtnis.

»Das tut zu meinem Gedächtnis« sagt Jesus.

Schauen wir in die Bibel, um zu erfahren, was das Wort Gedächtnis bedeutet.

»Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligst. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. Aber am siebenten Tag ist der Sabbat des HERRN, deines Gottes. Da sollst du keine Arbeit tun, auch nicht dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, dein Vieh, auch nicht der Fremdling, der in deiner Stadt lebt. Denn in sechs Tagen hat der HERR Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was darinnen ist, und ruhte am siebenten Tage.«

Der Sabbat ist zum Gedenken gemacht. Gott hat den Feiertag hineingestellt in den Fluß der Zeit, damit der Mensch zum Denken kommt, zur Ruhe und zum Danken. Der Sabbat ist selbst das Gedächtnis, der Tag, der den schaffenden und werkelnden Menschen an Gottes Werk erinnert.

Weiter: In Psalm 111 lese ich:

»Er hat ein Gedächtnis gestiftet seiner Wunder,

der gnädige und barmherzige HERR.
Er gibt Speise denen, die ihn fürchten;
Er gedenkt ewig an seinen Bund.
Er läßt verkündigen seine gewaltigen Taten seinem Volk,
dass er ihnen gebe das Erbe der Heiden.«

Gott schafft uns ein Gedächtnis. Jeder Bissen Brot, jede Speise erinnert uns an den Bund, den Gott mit seinem Volk geschlossen hat. Jede Geschichte, die Gottes Volk erzählt, erinnert an Gottes gewaltige Taten.

Schließlich im 14. Kapitel des Markusevangeliums, im gleichen Kapitel, in dem Markus vom Abendmahl berichtet: Eine namenlose Frau salbt Jesus mit kostbarem Nardenöl. Die Jünger tadeln die Verschwendung. Jesus aber verteidigt sie. »Wahrlich ich sage euch: Wo das Evangelium gepredigt wird in aller Welt, da wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie jetzt getan hat.«

Eine unbekannte Frau bekommt vom Herrn ein Gedächtnis. Solange man von Jesus erzählt, wird man auch dieser Frau gedenken. Sie hat keinen Namen. Und doch reicht das Gedächtnis dieser Frau durch Jahrtausende und rund um den Erdball.

Und nun hält der Herr mit seinen Jüngern eine Mahlzeit. Die Verhaftung und der Tod Jesu stehen unmittelbar bevor. Er aber stiftet ein Gedächtnis, er stiftet eine Mahlzeit, eine wiederkehrende Feier, bei der man seiner gedenken wird, seines Todes und seiner Auferstehung gedenken wird, bis er kommt am letzten Tag.

»Das tut zu meinem Gedächtnis« sagt Jesus. Wo auch immer seine Jünger und Jüngerinnen »das« tun, wo auch immer sie das Brot brechen und aus dem Kelch trinken, da ist er selbst dabei – weil er diese Feier zu seinem Gedächtnis geschaffen hat.

Es gibt drei Möglichkeiten, wie man diese Feier sich denken kann.

Ich nenne zuerst die katholische Möglichkeit des Denkens.

Die geht so: Es braucht für diese Feier einen geweihten Priester. Für die Weihe des Priesters braucht man einen Bischof, und um einen Bischof zu weihen braucht man einen Auftrag des Papstes. Ohne Priester, Bischof und Papst kein Abendmahl. Wenn aber ein geweihter Priester anwesend ist, kann er durch sein Gebet Brot und Wein in Leib und Blut Christi wandeln. Christus ist dann leibhaftig gegenwärtig und bleibt es auch dann, wenn die Feier zu Ende ist. Dann wohnt Christus immer noch im Brot und man zündet zu seiner Ehre ein Licht an und beugt vor ihm das Knie.

Die zweite Möglichkeit ist die lutherische.

Die sagt: Wo man das Mahl so feiert, wie Jesus es eingesetzt hat und wo man sein Wort verkündigt, da ist Jesus selbst gegenwärtig, unmittelbar, verborgen unter Brot und Wein zwar, aber gegenwärtig mit seinem ganzen Leben, mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele. Und wenn ein Mensch bei dieser Feier abgelenkt ist und an andere Dinge denkt oder wenn er einmal nicht glauben kann, dann ist Jesus dennoch da. Denn Jesus kommt ja nicht zur einzelnen Seele, sondern zu seiner Gemeinde. Er hat diese Feier eingesetzt. Er schenkt uns das Gedächtnis an ihn, auch da, wo wir an Gedächtnisschwund leiden.

Schließlich die dritte Möglichkeit.

Ich nenne sie die liberale, weil keine Kirche sie wirklich gewählt hat, wohl aber einige Christen so denken. Die liberale

Möglichkeit heißt: Wenn in der Kirche das Abendmahl gefeiert wird, dann wandern die Gedanken des Christen zurück zu Jesus und in die Nacht vor seinem Tod. Oder die Gedanken wandern hinauf zu Gottes Thron, wo Jesus jetzt sitzt zur Rechten des Vaters. Dort vereinigen sich die Gedanken des Christen mit Jesus. Wenn das nicht gelingt, dann ist die Feier immer noch ein Zeichen des Respekts vor Jesus.

Ich sagte schon: keine Kirche hat diese Möglichkeit gewählt. In ihr hängt nämlich alles am einzelnen und seiner Frömmigkeit. Dass Jesus zu seiner Gemeinde kommt, das ist vergessen. Deshalb scheidet diese Denkmöglichkeit als kirchliche Lehre aus.– Nochmals: einzelne Christen kann das nicht hindern, dennoch so zu denken.

Die katholische Kirche lehrt nun scheinbar das Gegenteil. Auch bei ihr hängt alles an einem einzelnen, nämlich am Priester. Jesus aber hat seine Gemeinde nicht zur Abhängigkeit von einer Priesterschaft berufen.

Ich komme also zu dem – wenig überraschenden – Ergebnis: die lutherische Lehre ist richtig.

Im Ernst: Dass Jesus in der Feier seines Gedächtnisses zu seiner Gemeinde kommt – unabhängig vom Glauben des einzelnen und ebenso unabhängig vom Glauben und von der Weihe des Pfarrers – dass Jesus kommt, einzig weil er selbst es versprochen hat, das ist ein Wunder. Gott sei Lob und Dank dafür. Ein lutherischer Christ – kein Pfarrer, Johann Franck war Bürgermeister von Guben in der Lausitz – hat die folgenden Verse gedichtet:

Heilige Freude, tiefes Bangen,
nimmt mein Herze jetzt gefangen.
Das Geheimnis dieser Speise
und die unerforschte Weise
machtet, dass ich früh vermerke,
Herr, die Größe deiner Werke.
Ist auch wohl ein Mensch zu finden,
der dein Allmacht sollt ergründen?
(EG 218,3)

Der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.
Amen

Gebet:

Barmherziger Gott –

Wir danken Dir für das Abendmahl, das Dein Sohn uns geschenkt hat zu seinem Gedächtnis.

Wir danken Dir, dass ER selbst gegenwärtig ist in seiner Gemeinde mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele.

Wir bitten Dich für alle Christen, die heute das Abendmahl feiern, für Lutheraner und Katholiken, für Orthodoxe und Baptisten – dass das Mahl ihnen zum Segen wird und zur Kraft.

Wir bitten Dich für die katholischen Bischöfe in Deutschland, dass sie fähig werden zu ökumenischem Denken.

Wir bitten Dich für die evangelisch-lutherische Kirche und besonders für unsere Gemeinde, dass wir erkennen, was uns anvertraut ist, dass die Leisetreterei aufhört, dass wir Martin Luthers Klarheit nachstreben.

Wir bitten Dich auch um Vergebung für die Fehler Martin Luthers, die noch heute wirksam sind bei uns. Vergebung für seinen Judenhass, Vergebung für sein falsches Vertrauen auf die Obrigkeit, Vergebung für seinen Verrat an den Bauern.

Fürsten sind Menschen, vom Weib geboren
und kehren um zu ihrem Staub;
ihre Anschläge sind auch verloren,
wenn nun das Grab nimmt seinen Raub.
Weil denn kein Mensch uns helfen kann,
rufe man Gott um Hilfe an. Halleluja
Dir du dreieiniger Gott sei Lob und Ehre,
Du sollst unser Gott sein, jetzt und allezeit.

AMEN

Predigt am 5. Sonntag nach Trinitatis,
20. Juli 03, in Nürnberg-Eibach

*Dr. Rainer Oechslen,
Dekan in Nürnberg*

Genau hinsehen!

Kindertagesstätten sind besser als ihr Ruf

»Genaueres weiß man nicht, aber man kritisiert kräftig und stimmt ein in allgemeines Jammern und Klagen. Das können wir in Deutschland ja besonders gut!«

Mit diesen Worten kommentieren Siegfried Rodehau und Siegfried Stoll die derzeitige Diskussion im Blick auf die Frage, ob unsere Kinder in deutschen Kindergärten auch tatsächlich gut gefördert werden.

Rodehau leitet die Fachakademie für Sozialpädagogik des Diakonissen-Mutterhaus Hensoltshöhe in Gunzenhausen und Stoll ist dort Dozent. Beide sind Erziehungswissenschaftler, die vor ihrem Studium unter anderem die Ausbildung zum Erzieher absolviert haben. Intensiv setzen sie sich mit der jetzigen Bildungsdebatte auseinander. Für die Pädagogen ist auffällig, »wie wenig die von Bildungsexperten oder jenen, die sich als solche bezeichnen, entwickelten Schreckensszenarien mit der Wirklichkeit in der Praxis zu tun haben.« So werde immer wieder moniert, Kinder in deutschen Kindergärten würden in ihren Lernmöglichkeiten nicht genügend herausgefordert. Die Erzieherinnen würden über zuwenig Wissen verfügen, wie man geistige, körperliche und emotionale Potenziale von Kindern effektiv anregen und fördern könne.

Wirklichkeit sieht anders aus

»Wir erleben, dass es in der überwiegenden Zahl von Einrichtungen in Franken und Bayern anders aussieht«, so die beiden Experten. »Mehrheitlich ist für mich bei Besuchen in der Praxis wahrnehmbar, dass klar erkennbar Wert gelegt wird auf eine kindgemäße Arbeit, bei der der Nachwuchs optimal gefördert werden soll«, sagt Rodehau. Und Stoll merkt an: »Neben meiner Lehrtätigkeit führe ich während des gesamten Jahres Praxisbesuche durch. Was ich sehe, das sind zumeist sehr engagierte Frauen, die sehr gewissenhaft mit Kindern arbeiten. Erzieherinnen, die spürbar gewillt sind, Kindern qualifizierte Begleiterinnen zu sein, um deren Entwicklung optimal zu fördern!« Und die manchmal zu hörenden Äußerungen, auch die Ausbildung von Erzieherinnen müsse reformiert werden, sind für Rodehau und Stoll »Allgemeinplätze, die in ihrer Beliebigkeit auf alles und

nichts zutreffen.« Rodehau: »Überall muss immer wieder überprüft werden, wie etwas verbessert werden kann. Pauschal aber die Qualität der Ausbildung von Erzieherinnen in Frage zu stellen, ist nicht angemessen und faktisch falsch.«

Arroganz der Wissenschaft

Und Stoll legt nach: »Es ist schon erstaunlich, wie arrogant und selbstgerecht in der Wissenschaft daher geredet wird. Den wenigsten dieser vermeintlichen Experten dürfte das Bildungsfeld »Fachakademie« bekannt sein. Wir sind ausgewiesene Fachleute, die praktisch und akademisch sehr gut ausgebildet sind und unsere Studierenden kenntnisreich qualifizieren. Im übrigen wurde uns das jüngst im Rahmen eines Besuchs der Regierung bescheinigt.« Stoll verweist auf die vielen praktischen Anregungen, die die Studierenden in Praxisfächern wie Kunst, Musik und Werken erhalten. Gleichzeitig hebt er hervor, dass an der Fachakademie Dozenten unterrichten, die »über umfassende und sehr fundierte Praxiserfahrungen verfügen und diese in den Theoriefächern einbinden.«

Er gibt zudem zu bedenken, dass im Rahmen zahlreicher Projekte die Studierenden sich nicht nur neues Wissen in Theorie und Praxis aneignen, sondern auch ausdrücklich lernen zu lernen. Dies sei eine ganz entscheidende Kompetenz, um auch nach der Ausbildung noch eine Arbeit umsetzen zu können, die jeweils aktuelles Wissen berücksichtigt.

Darüber hinaus befasse man sich an der Fachakademie in Gunzenhausen intensiv mit anspruchsvollen wissenschaftlichen Themen. Rodehau verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass die Schule sogar ein dementsprechendes Fach eingerichtet hat, das er unterrichtet. Es nennt sich »Theorie und Praxis.« Hier lernen die Studierenden, wissenschaftliche Inhalte auf die Praxis zu beziehen. Rodehau: »Sie lernen genau das, was seitens der Wissenschaft an der Kindergartenpraxis moniert wird: Erzieherinnen hätten zuwenig Theoriekenntnisse und würden nicht wissen, wie Bildungsprozesse bei Kindern ablaufen, wie sie wissenschaftlich beschrieben und erklärt werden und wel-

che Bedeutung das für die praktische Arbeit hat. Die Studierenden haben in diesem Unterrichtsfach wie bei allen anderen Fächern die Gelegenheit, sehr viel über das Lernen von Kindern und anderen Menschen zu erfahren. Zudem werden von der Fachakademie aktuelle Entwicklungen sehr schnell aufgegriffen und unter fachlichen Gesichtspunkten analysiert.«

Erziehungs- und Bildungsplan

In diesem Zusammenhang verweist Stoll darauf, dass die Schule gleich nach Erscheinen des Bayerischen Erziehungs- und Bildungsplans (BEP) ein gleichnamiges Unterrichtsfach entwickelt und konzeptioniert hat. Es wird von dem Dozenten unterrichtet. »Ich erlebe hier, wie ernsthaft und engagiert unsere Studierenden mitarbeiten. Es besteht in den Klassen insgesamt eine außerordentlich hohe Motivation und Bereitschaft, sich theoretisches und praktisches Wissen anzueignen.«

Der Dozent berichtet auch davon, dass er bei Praxisbesuchen immer wieder feststellen kann, dass die Studierenden durchaus hervorragende Kenntnisse an den Tag legen, wenn es darum geht, das Wissen, das sie sich in der Schule angeeignet haben, in die Praxis umzusetzen. Leider, so Stoll weiter, werde eine solche erfreuliche Arbeit kaum wahrgenommen und gewürdigt. »Ob Kindergarten oder Schule, Erzieherinnen und Lehrer erleben immer wieder, dass zuwenig gesehen werde, was gut läuft, dass Kinder auch ernstgenommen und gefördert werden. Dies alles wird kommentarlos hingegenommen und viel zuwenig durch positive Worte bestärkt und gewürdigt. Demgegenüber werden negative Einzelvorkommnisse groß und breit diskutiert wodurch der Eindruck entstehe, die Arbeit sei tendenziell nicht gut, die gemacht wird.«

Bericht der OECD

Stoll versteht dies allerdings als ein grundsätzliches Problem in der Gesellschaft. Deutlich macht er dies an dem jüngsten Bericht der OECD, der vor wenigen Wochen veröffentlicht wurde. Die OECD ist eine Organisation der Europäischen Union (EU), die in verschiedenen Ländern der EU Bildungsstandards untersucht. »In der Öffentlichkeit und in den Medien wurden eigentlich nur die darin enthaltenen kritischen Anmerkungen zur Bildungsförderung diskutiert. Ich konnte nirgends hören und lesen, dass in dem Bericht die Erzieherin-

nen in Deutschland als »engagiert« und als »offen« für neue Ideen beschrieben wurden.« Nach Stoll sind Engagement und Offenheit für Neues ganz wichtige Pfeiler für eine qualitativ wertvolle pädagogische Arbeit. Gleichzeitig gibt er zu bedenken, dass es heute nicht mehr ausreicht, lediglich gut zu arbeiten. Vielmehr müsse die gute Arbeit auch professionell dargestellt und öffentlich gemacht werden. An dieser Stelle sieht Stoll »Handlungsbedarf.«

Rodehau und Stoll geben noch einen weiteren Aspekt zu bedenken: »Es wird kaum gefragt, welche Rolle das Elternhaus bei dem Bildungsprozess spielt. Insofern geht es auch um die Frage, in welcher Form Eltern in ihrer Erziehungsarbeit unterstützt werden können. Mögliche Defizite bedingt durch eine problematische familiäre Erziehung können nicht so ohne weiteres von Kindergarten und Schule ausgeglichen werden.«

Die beiden Dozenten sind sich ausdrücklich einig in der Feststellung, dass bei Diskussionen um Bildung und Erziehung künftig genauer hingeschaut werden müsse. »Man kann nicht von »dem« Kindergarten und »der« Schule reden. Vielmehr gibt es da sehr unterschiedliche Standards, die beobachtbar sind.« Stoll weiter: »Es gibt nun mal Architekten, die stabile Häuser bauen und es gibt welche, deren Konstruktionen zusammenkrachen. Da dann aber zu sagen, Deutschlands Architekten seien Katastrophenbastler und sie müssten künftig ganz anders ausgebildet werden, ist absoluter Unsinn. Das müsste jedem halbwegs intelligentem Menschen klar sein.«

*Pressemitteilung,
bearbeitet MO*

Abschiede: Dr. Wolfgang Sommer, Dr. Burkhard Spiecker

Im Juli 2004, verabschiedete sich Prof. Dr. Wolfgang Sommer im Rahmen einer Feierstunde mit einem Hochschulvortrag. Ausgehend vom 60. Jahrestag des Attentates auf Adolf Hitler wählte er das Thema »Widerstand aus christlichem Glauben bei Dietrich Bonhoeffer.«

Seit 1988 hatte Prof. Sommer den Lehrstuhl für Kirchen- und Dogmengeschichte an der Augustana-Hochschule inne. Seitdem hat er eine große Zahl von Studierenden mit den Ereignissen der Kirchen- und Theologiegeschichte von ihren Anfängen bis in die Gegenwart vertraut gemacht und sie auf die Zwischenprüfungen und das 1. Theologische Examen vorbereitet.

Wolfgang Sommer wurde 1939 in Berlin geboren und studierte in Berlin, Tübingen und Erlangen und Neuendettelsau. Es folgte eine vierjährige Assistentenzeit an der Kirchlichen Hochschule in Berlin, wo er mit einer Arbeit über die Christologie Friedrich Schleiermachers im Fach Kirchengeschichte promoviert wurde. In der Diaspora im Bayerischen Wald absolvierte er seine Vikariatszeit. Drei Jahre war er Religionslehrer: ein Jahr am Gymnasium in Memmingen und nach dem Wechsel in die Hannoversche Landeskirche zwei Jahre als Schulpastor in Hameln/Weser.

Von 1974 bis 1988 war Wolfgang Sommer Dozent für Kirchen- und Theologiegeschichte an der Theologischen Akademie in Celle und nach seiner Habilitation auch Privatdozent in Göttingen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte der Frühen Neuzeit.

Im Jahr 1996 hielt er einen Hochschulvortrag: »Wilhelm von Pechmann und die Bayerische Landeskirche zur Zeit des Nationalsozialismus.« Dies gab den Anstoß, das Kollegiengebäude auf dem Campus der Augustana Hochschule in »Wilhelm-von-Pechmann-Haus« zu benennen. Freiherr von Pechmann war der erste Präsident der Bayerischen Landessynode und ein bis dahin wenig bekannter Anwalt der Menschenrechte während der nationalsozialistischen

Diktatur.

Bei der Verabschiedung von Prof. Sommer hielt Herr Prof. Dr. Martin Brecht aus Münster die Laudatio, daneben überbrachte Frau Oberkirchenrätin Dr. Dorothea Greiner die Grüße und den Dank des Landeskirchenrates. Der Senior würdigte Prof. Sommer als kompetenten und freundlichen Lehrer.

Für

Dr. Burkhard Spiecker

war es ebenfalls das letzte Semester als Dozent für klassische Philologie. In Berlin geboren, in Erlangen aufgewachsen, studierte er Klassische Philologie in Tübingen, Wien, Heidelberg und Cambridge. Nach den beiden Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern Latein und Griechisch studierte er außerdem noch zwei Semester Anglistik und arbeitete für ein Jahr als Lektor an der Universität Southampton.

Die Zahl der Studierenden lässt sich kaum ermessen, denen er in den 34 Jahren seiner Tätigkeit an der Hochschule die Kunst des Übersetzens und Interpretierens griechischer und lateinischer Texte vermittelt hat. Jeden Kurs hat er immer wieder neu in der ihm eigenen engagierten und humorvollen Art geleitet und die Studierenden zu begeistern vermocht. Aber auch in vielen anderen Bereichen hat er das Leben und das Profil der Hochschule mit geprägt. Er knüpfte immer wieder Verbindungen zwischen dem Ort und der Hochschule, betreute ausländische Studierende während ihres Studienjahres in Neuendettelsau und pflegte den Kontakt zu anderen Hochschulen im Ausland. Im Rahmen eines Abendessens am 13. Juli in der Mensa der Hochschule wurde sein Engagement von vielen Seiten gewürdigt und Studierende sowie Kollegen verabschiedeten sich mit einem humorvollen Programm von »ihrem Sprachlehrer«.

*Thomas Gitter, Studierendenpfarrer,
Neuendettelsau*

Beide Geschichten sind wahr, beide haben Recht

Versuch einer Stellungnahme zum Nahostkonflikt

1. Vorbemerkung

Der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern ist ständiges Thema in den verschiedenen Medien, nicht minder in den kirchlichen. Dieser Konflikt erhält sehr viel kräftigere Schlagzeilen als irgendeiner der vielen anderen Konflikte in dieser Welt. Wer auch immer als Außenstehender zu diesem Konflikt bzw. zu dem Umfeld dieses Konfliktes sich äußert, tut gut daran, sich sehr genau Rechenschaft darüber abzulegen, was er/sie mit einer Stellungnahme bezweckt und was die eigenen Motive dafür sind. Ist es wirklich Friedenssehnsucht oder sind die Motive stärker bestimmt von nicht verarbeiteter Christentums-geschichte und/oder deutscher Geschichte, um zwei Pole möglicher Motive zu nennen?

Wann immer sich diejenigen, die nicht in Israel bzw. in Palästina leben, zu dem Konflikt äußern, sollten sie zweierlei unbedingt mitbedenken:

- a) Sie reden vom grünen Tisch, keiner kennt die Angst, die tagtäglich auf israelischer Seite mitläuft vor erneuten terroristischen Gewaltverbrechen, und keiner kennt die Demütigungen, denen Palästinenser durch die Besatzer ausgesetzt sind.
- b) Wir als Deutsche und Christen sind Teil des Problems, schon das verbietet, mit einfachen Ratschlägen und/oder Lösungen auf den Plan zu treten. Wir sind Teil des Problems, weil die Shoah für die Überlebenden keinen anderen Weg lässt, als dass Jüdinnen und Juden einen eigenen geschützten Raum haben und weil bis heute europäische Politik einen wesentlichen Faktor im politischen Geschehen des Nahen Ostens ausmacht.

2. Theologische Eckpunkte

Jahrhundertlang wurde die Zerstörung des Tempels 70 n. Chr. und der Verlust der Eigenstaatlichkeit in christlichen Kreisen als göttliche Strafe dafür gesehen, dass Juden das Bekenntnis zu Jesus als dem Christus ablehnen. Das Ende von Tempel und Land galt als Beweis für die Richtigkeit des christlichen Glaubens und für die Falschheit des jü-

dischen Glaubens (vgl. sehr prominent die »Acht Reden gegen die Juden« des Johannes Chrysosthomus). Solches Denken ist mit der Staatsgründung 1948 in jedem Falle hinfällig.

Die Vertreibung der Juden aus Europa hat erheblich zur Staatsgründung beigetragen. Israel ist nach 1948 *Zufluchtsstätte* – nach der jahrhundertelangen Geschichte von Vertreibung und Verfolgung ist dies auf Dauer nötig.

In vielen Erklärungen beteuern die katholische und evangelische Kirchen nach 1945, dass Gottes Treue Israel unwider-ruflich gilt. Sie vollziehen damit eine deutliche Wende von dem Irrweg, der für Israel nur einen Platz unter dem Gericht Gottes vorgesehen hatte.

Wenn wir Volk und Land nicht spiritua-lisieren, dann sind die fortdauernde Existenz des jüdischen Volkes, die Heimkehr in das Land der Verheißung und auch die Errichtung des Staates Israel (nämlich als Zufluchtsstätte) Zeichen der Treue Gottes gegenüber seinem Volk, im Sinne »eines Hinweises ...«, der über sich hinausweist auf die Bewahrung des Volkes in der Schoa und auf den Neuanfang.« (Martin Stöhr. Israel – Volk – Land – Staat. Zwischen Heilsgeschehen und Unheilsgeschichte. In: Materialdienst Evangelischer Arbeitskreis Kirche und Israel in Hessen und Nassau. Nr. 1/2004. S. 3)

3. Historische Eckpunkte

Im November 1947 beschloss die UNO einen Teilungsplan, der einen jüdischen und arabischen Staat vorsah. Dieser Plan wurde von jüdischer Seite trotz harter Bedenken anerkannt, von arabischer Seite nicht. Der dann 1948 aus-gerufene israelische Staat wurde von arabischer Seite bekämpft.

Als palästinensische Bürger galten im britischen Mandatsgebiet Juden, Christen, Muslime, Drusen, waren sie Araber oder Juden, Alteingesessene oder Neueinwanderer bis 1948. Einen Einschnitt markiert das Jahr 1967. Mit dem 6-Tage-Krieg fallen das von Jordanien besetzte Westjordanland und der Gazastreifen unter israelische Besatzung. Die dortige arabische Bevölkerung hatte weder die israelische noch die jordanische Staatsbürgerschaft inne. Die

Menschen dort leben als Flüchtlinge oder Vertriebene aus dem Israel der Waffenstillstandslinien (bis 1967) oft in Flüchtlingslagern und verstehen sich von nun an als Palästinenser, sie entdecken, nun selbst ein Volk zu sein und kämpfen um ihr Selbstbestimmungsrecht. Zwar wird mit dem Osloer Abkommen Israel anerkannt, dennoch bleiben bedeutende Strömungen im palästinensischen Lager dabei, die Existenz Israels zu leugnen, zu bedrohen oder beenden zu wollen.

4. Wahrnehmungsebene

Die Situation in Israel und Palästina ist nicht geeignet für einfache Schwarz-Weiß-Schemata.

Israelis und Palästinenser haben ihre jeweilige Geschichte und ihre jeweilige Deutung.

Auf israelischer Seite herrscht Angst und ein massives Bedrohungsgefühl vor. Israelis sehen sich mit ihrem kleinen Landstrich entlang des Mittelmeeres in der Rolle des David, bedroht von großen arabischen Ländern, die in der Regel keine demokratischen Strukturen kennen und zum Teil Gewalt gegen Israel offen oder versteckt unterstützen. Als großes Problem wird ebenso gesehen, dass auf palästinensischer Seite nur unzureichend zuverlässige Gesprächspartner zur Verfügung stehen. Auf palästinensischer Seite herrschen Wut, Empörung, Niedergeschlagenheit vor. Palästinenser erleben eine in ihren Augen willkürliche Besatzungsmacht, Häuser werden zerstört, Gebiete abgetrennt, jüdische Siedlungen inmitten des palästinensischen Gebietes gebaut, Grenzen werden abgeriegelt, so dass es unmöglich wird, die Arbeitsstelle aufzusuchen und Geld zu verdienen.

Beide Geschichten sind wahr, beide haben Recht.

Es macht keinen Sinn, danach zu suchen, wer mehr oder weniger Recht habe, viel wichtiger ist es, den Blick darauf zu richten, was an positiven Ansätzen da ist, z. B. darauf, dass untergeordnete Delegationen von israelischer und palästinensischer Seite ihre Konsultationen auch während der Intifada II fortgeführt haben, auf gemein-

same Projekte im Bereich der Erziehung und Bildung (»Living in the Holy Land. Respecting Differences«) oder auf Projekte wirtschaftlicher Zusammenarbeit. Auf diesen Ebenen wird beiden deutlich, dass es eine Zukunft nur mit dem jeweils anderen gibt.

5. Handlungsebene

- a) Unabdingbar ist unsere sicht-, hör- und fühlbare Solidarität mit den jüdischen Gemeinden in Bayern bzw. in Deutschland. Angriffe gegen sie sind mit nichts zu rechtfertigen. Als Kirche müssen wir klar und deutlich Stellung beziehen gegen jeden aufkommenden und geäußerten Antisemitismus.
- b) Kritik an der Politik des Staates Israel wird tagtäglich in den Medien geübt, deshalb sind alle Versuche, Kritik an der Politik Israels als Tabubruch zu stilisieren, klar abzuweisen. Voraussetzung jeder Kritik an der Politik des Staates Israel ist das uneingeschränkte Eintreten für die Existenz dieses Staates. Kritik muss immer konkret, sachgemäß und verhältnismäßig sein und darf nicht verallgemeinernd von *den* Israelis oder *den* Palästinensern reden. An die Politik des Staates Israel können nur die Maßstäbe angelegt werden, die auch für jeden anderen Staat gelten. Antisemitisch wird Kritik an Israel, wenn israelische Politik allzu pauschal als »typisch jüdisch« (o.ä.) bezeichnet, mit nationalsozialistischen Verbrechen verglichen wird oder wenn dem Staat Israel nicht – wie allen Staaten – das Recht auf Selbstverteidigung zugewilligt wird.
- c) Kritik an der Politik der Palästinenser muss in ebenso klarer, sachgemäßer und verhältnismäßiger Weise zum Ausdruck kommen. Selbstmordattentate sind Terrorismus und mit nichts zu rechtfertigen. Die Kritik soll getragen sein von dem genauso eindeutigen Eintreten für das Recht der Palästinenser auf Selbstbestimmung.
- d) Fundamentalistischen Kreisen, ob Juden, Christen oder Muslimen, muss von uns klar entgegengesetzt werden, dass religiöse Bücher zwar Leitlinien für das politische Handeln beinhalten, aber keine konkreten Handlungsanweisungen für aktuel-

le Auseinandersetzungen geben. Hier sind wir als christliche Gruppierung insbesondere gegenüber jenen christlichen Kreisen gefordert, die aufgrund der Bibel ein Groß-Israel fordern. In deren Sichtweise ist dies eine Voraussetzung für die Wiederkunft des Messias. Letztlich wird Israel damit für die eigenen Zwecke und Wünsche instrumentalisiert. Das Leiden der Menschen in Israel und Palästina wird in diesem Drama der Endzeit billigend in Kauf genommen.

- e) In Israel gibt es viele regierungskritische Stimmen mit sehr unterschiedlichen Optionen in der Frage der Koexistenz mit den Palästinensern. Wir tun gut daran, das Konzert der Stimmen zu hören und uns nicht nur genehme Personen auszusuchen, die in der israelischen Friedensbewegung aktiv sind.
- f) Besonders Projekte im Bereich Bildung und Erziehung, die versuchen, festgefahrene Bilder über den jeweils Anderen aufzubrechen und zu korrigieren, verdienen Gehör und Unterstützung (z. B. Abrahams Herberge in Beit Jala, Neve Schalom, Aktion Sühnezeichen u.a.)
- g) Um die Menschen in Israel und Palästina zu unterstützen und um sich ein eigenes Bild von der Lage zu machen, ist die beste Möglichkeit, in das Land zu reisen: Für Touristen ist das Sicherheitsrisiko bei Beachtung der Sicherheitshinweise gering. Für Israel und Palästina ist das Ausbleiben des Tourismus ein wirtschaftliches Fiasko, mit einer Reise kann Solidarität vom bloßen Wort zur sichtbaren Unterstützung werden.
- h) Last not least: In der Fürbitte dafür beten, dass beide Völker nebeneinander leben können, dem Blutvergießen ein Ende machen und Wege finden aus der Ausweglosigkeit.
*Hans-Jürgen Müller, Pfarrer,
Theologischer Referent von Begegnung von Christen und Juden. Bayern
(BCJ.Bayern), München*

Am Rand

Eine Weisheit der Dakota-Indianer lautet: Wenn du merkst, dass du ein totes Pferd reitest, steig ab. Doch im Berufsleben versuchen wir oft andere Strategien, nach denen wir handeln ...

Wir besorgen uns eine stärkere Peitsche!

Wir wechseln die Reiter!

Wir sagen: So haben wir das Pferd doch immer geritten!

Wir gründen einen Arbeitskreis, um das tote Pferd zu analysieren.

Wir besuchen andere Orte, um zu sehen, wie man dort tote Pferde reitet.

Wir erhöhen die Qualitätsstandards für den Beritt toter Pferde.

Wir bilden eine Task-Force, um das Pferd wiederzubeleben.

Wir kaufen Leute von außerhalb ein, die angeblich tote Pferde reiten können.

Wir schieben eine Trainingseinheit ein, um besser reiten zu lernen.

Wir stellen Vergleiche unterschiedlicher toter Pferde an.

Wir ändern die Kriterien, die besagen, dass ein Pferd tot ist.

Wir schirren mehrere tote Pferde gemeinsam an, damit wir schneller werden.

Wir erklären: kein Pferd kann so tot sein, dass man es nicht mehr reiten kann.

Wir machen eine Studie, um zu sehen, ob es bessere oder billigere tote Pferde gibt.

Wir erklären, dass unser Pferd besser, schneller und billiger tot ist als andere Pferde.

Wir bilden Qualitätszirkel, um eine Verwendung für tote Pferde zu finden.

Wir richten eine unabhängige Kostenstelle für tote Pferde ein.

Wir vergrößern den Verantwortungsbereich des toten Pferdes.

Wir entwickeln ein Motivationsprogramm für tote Pferde.

Wir stukturieren um, damit ein anderer Bereich das tote Pferd bekommt!!

*entdeckt von Siegfried Sunnus
im Dt. Pfarrerblatt 7/2002, S.334*

Die Vorleser

Da und dort finden immer wieder in Schulen, in Theatern, in anderen öffentlichen Einrichtungen Vorlesewettbewerbe statt. Kinder treten vor ein Publikum, nachdem sie intensiv mit ihren Eltern, ihren Lehrern oder für sich geübt haben, und lesen ihre Lieblingsgeschichte vor. Die besten Vorleserinnen werden ausgezeichnet. Man bekommt beachtliche Beiträge zu hören. Das Üben hat sich gelohnt.

Manchmal wäre es gut, Vorleser und Vorleserinnen in der Kirche beim Gottesdienst würden auch erst vor anderen oder für sich üben, was sie da vorlesen. Man wünschte sich oft, man möge Vorleserinnen und Vorleser erst dann ans Lesepult oder auf die Kanzel lassen, nachdem sie ihren Text beherrschen, wissen, was sie lesen und das Vorlesen geübt haben. So aber bekommt man ein leises, halb verschlucktes Murmeln zu hören - ich übertreibe - ohne Rücksicht darauf, dass ein Drittel unserer Bevölkerung Hörprobleme, und im Blick auf die kirchlichen Texte Verstehensprobleme hat. Zu leise, nuschelig, undeutlich, falsch betont, Silben verschluckend wird da gelesen.

Die Wahl zur Kirchenältesten qualifiziert ebenso wenig zum Vorlesen in der Kirche wie das 2. Examen zum Rundfunksprecher. Das gilt natürlich auch für Konfirmanden, wenn diese einen Gottesdienst mitgestalten und nur staksend das Gebet vorlesen können, dessen Text sie aufgeschrieben haben. Dafür trifft die volle Verantwortung den Pfarrer und die Pfarrerin.

Denn sie sind zuständig für die liturgische Kultur, zu der auch die Verständlichkeit und Deutlichkeit dessen gehört, was im Gottesdienst gesagt wird. Es ist keine Schande, vorher das Lesen und das Vorlesen zu üben. Nicht umsonst gehört die »Präsentation« zu den Lernzielen jeder Ausbildung für Menschen, die in der Öffentlichkeit auftreten, außer in der Kirche.

Dazu kommt natürlich, dass es nicht nur um Deutlichkeit, Sprechen und Betonen geht, sondern dass gerade im Kirchenraum Texte zu lesen sind, deren Inhalt den Vorlesern fremd ist und die in einer Sprache abgefasst sind, die man heute so nicht mehr spricht. Um so wichtiger

ist die Vorbereitung. Wenn der vorlesenden Kirchenältesten fünf Minuten vor dem Gottesdienst erst in der Sakristei das Lektionar und die Abkündigungen in die Hand gedrückt werden, dazu noch drei Zettel mit letzten Informationen, dann bedarf es eines geübten Vorlesers, um das ohne Stocken über die Bühne zu bringen. Wieder einmal wäre der Vorlesewettbewerb der Kinder ein Beispiel.

Das Vorlesen von Texten - leider ist ja auch das Predigen oft zum Vorlesen verkommen - gehört in der Kirche zu einer Kultur, die pfleglich zu behandeln ist. Denn es gehört wesentlich zur Gestaltung des Gottesdienstes.

Klaus Schnabel, Karlsruhe

Editorial »Badische Pfarrvereinsblätter«
Nr. 1/2005

Aussprache

Budget und Gerechtigkeit

zu: *Liebe Leserin, Nr. 12/04*

Verehrter, lieber Kollege Ost!

Unaufhaltbar wird die jetzt für ab 2006 angekündigte sog. Budgetierung für alle Kirchengemeinden auch den Effekt haben, dass es künftig »reiche« und »arme« Gemeinden gibt. Je nachdem, wie häuslicher sparsam oder wie ausgabenfreudig die einzelne Kirchengemeinde wirtschaftet. Kirchengemeinden, in denen die Gebäude aufmerksam instandgesetzt wurden und von daher wenig Geld in der Kasse liegt. Kirchengemeinden, die oder deren Verantwortliche diesbezüglich nachlässig waren - bei denen jedoch angesparte Beträge für weniger Instandsetzungen ausreichen, weil Schäden sich durch Verzug im entstehenden Aufwand um ein Vielfaches erhöht haben. Pfarreien, um die sich zu bewerben lohnt, weil sie, von

der Bevölkerungs- und / oder von dem Grad an Industrialisierung her, automatisch deutlich höhere Zuweisungen erhalten.

Hinter vorgehaltener Hand hören kann man auch heute von Kirchengemeinden, die jetzt schon über Ersparnisse in höheren sechsstelligen Beträgen führen und dabei nicht darben. Nicht zu bestreiten gewiß auch, daß es in der Vergangenheit bei der Bemessung von außerordentlichen Bedarfszuweisungen bzw. Zuschüssen Ungerechtigkeiten - sei es infolge mangelnder Erkenntnis der Sachlage oder auch aus weniger empfehlenswerten Motiven heraus - gegeben hat. Jene Ungerechtigkeit, die wir aus diesem Leben nicht werden total ausmerzen können. Was jedoch heute schon sicher zu bedauern ist, beruht in dem Bestreben des jetzigen, seit langen Jahren geübten Verfahrens, dort besonders zu helfen, wo besondere, unverschuldete Not vorliegt. Seit den Tagen der urchristlichen Gemeinden gelten für solchen Ausgleich jene bekanntesten Regeln, wie wir sie im Neuen Testament an den bekannten Stellen finden. Für den Fall, dass unsere Bibeln an jenen Stellen noch gelten. Auch heute und morgen sollte einem Landeskirchenrat hierfür ein hohes Maß an Gerechtigkeit möglich sein. Daß es damit »im Himmel besser werden« wird (EG 330, 7), sei auch ihm, über alle Vorsätze zur Veränderung hinweg, gerne anempfohlen.

Meint:

*Wilhelm Bogner,
Dekan i.R., Fürth*

Kerstin und Gunnar Decker, *Gefühlsausbrüche oder Ewig pubertiert der Ostdeutsche. Reportagen, Polemiken, Porträts, Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbGH, Rosa-Luxemburg-Str. 39, 10178 Berlin, ISBN-3-360-00922-3, kart. 320 S.*

Die Russen gehen. Der Abzug einer Armee - Frank Gaudlitz, Fotografien; Thomas Kumlehn, Gesprächspotokolle, mit einer Chronik von Lothar Engelhardt, Basis Druck Verlag GmbH Berlin 1993, kart. 144 S. ISBN 3-86163057-5

Nein, ein Buch nur über den Osten und die so genannten Osis haben die ehemalige Leipziger Verkäuferin und der promovierte Philosoph aus der anderen Ecke der anderen ehemaligen Republik, aus Kühlungsborn in Mecklenburg-Vorpommern, nicht geschrieben - dafür kommen zu viele Wessis drin vor, ja Ost und West treten in den biographischen Skizzen in einer merkwürdigen Verwobenheit zu Tage, so wie Geschichte an vielen Stellen transparent wird für Gegenwart in Nuancen, für Vergangenheit und eine davon oft eigenartig und bleischwer mitbelastete Zukunft.

Nein, das zweite Buch ist kein Bildband über die inzwischen vergangene Westgruppe der Truppen der vergangenen Sowjetunion, so sehr mit den Bildern sich der Erkennungsunterricht der Bundeswehr z. T. noch heute gestalten ließe - beide Werke sind anthropologische Skizzen, wie es sie zehn Ja vorher nicht geben konnte, und in zehn Jahren werden sie anders aussehen:

Bei »Die Russen gehen« geht's eigentlich um die Deutschen, die mit den Russen lebten und denen sie schlagartig,

unverhofft und auf Nimmerwiedersehen abhanden gekommen sind: Die Rentnerin Ursula E, 70 (S. 44f.) wurde im 3. Reich Lehrerin, und in dieser Funktion erlebt sie, dass ihr Dorf im Kreis Ost / Sternberg mehrfach von den Sowjettruppen erobert und von der Wehrmacht zurückerobert wird - und sie ist der Vertreter der Obrigkeit. Die Sowjets sperren sie ein, lassen sie gehen, sie kehrt heim, die Polen vertreiben sie, zurück in der ursprünglichen Heimat Berlin nutzt sie ihre Französisch-Kenntnisse und wird wegen ihrer Sprachbegabung zum ersten Kurs für Russischlehrer beordert, macht Karriere, wird Direktorin der ersten Schule mit erweitertem Russisch-Unterricht in Potsdam. Sie ist DDR-Lehrerin ohne Wenn und Aber - oder doch? Man beginnt Ukrainisch zu lernen, sie stört sich an den Abgrenzungen und Sicherungsmaßnahmen - und mit dem Wegfall ihrer Schulart und der benachbarten Garnison der Roten Armee enden ihr Interview - und ihre Existenz? Wo ist sie angekommen, wer hat sie aufgenommen?

Liebe Leserin, lieber Leser!

Was nicht in den Medien gemeldet wird, ist nicht geschehen, sofern wir nicht persönlich betroffen sind und soweit es über unseren Gesichtskreis hinausgeht. Die Welt erscheint uns so, wie wir sie in den Medien vermittelt bekommen.

Das bedeutet, dass auch unsere Kirche von den meisten Menschen so wahrgenommen wird, wie sie in den Medien erscheint. Das ist die Last all derer, über die in den Medien berichtet wird. So bilden sich die meisten Menschen ihre Meinung über auch evangelische, katholische, christliche Predigt nach Pressemeldungen über Predigten. (Es ist eine große Anzahl, wohl aber kaum die Mehrheit, die die Fernsehgottesdienste ansieht und auf die Art vollständige Predigten hört). Die Christen sollten den Frieden von Weihnachten annehmen, ist in den Pressemeldungen zu lesen. Oder, dass wir uns der Kinder annehmen sollten oder die Nöte der Welt ernst nehmen.

Ich gehe davon aus, dass jede dieser Predigten einen Bibeltext auslegte, auch, dass der Prediger, die Predigerin, auch Ermutigendes, Tröstliches, eben »Evangelium« zu sagen mußte.

Nur eignet sich solches (außer bei den Berichten über die Gottesdienste anlässlich der großen Flut) im allgemeinen nicht für die Medien. Was hat er/sie gesagt, was hat er/sie gewollt - das sind Leitfragen für Pressemeldungen. Meist erscheint das Evangelium nur als fromme Lyrik, das Wesentliche sind die (Auf-)Forderungen.

Das Problem dabei: Predigen erschöpft sich in der allgemeinen Wahrnehmung in der Aufforderung zu einem bestimmten (meist auch nicht spezifisch christlichen) Handeln, so, wie man seinen Kindern ewig »predigt«, dass sie ihre Hausaufgaben machen, ihr Zimmer aufräumen oder endlich den Brief an Tante Agathe schreiben sollen.

Der Unwille unserer Kinder über derlei Predigten ist uns hinlänglich bekannt - viel mehr Begeisterung können wir wohl auch bei den HörerInnen der »richtigen« Predigten nicht erwarten. »Gesetz« statt »Evangelium«, eine Kirche mit erhobnem Zeigefinger, die sich anmaßt, mir die Richtung weisen zu wollen, statt eine Kirche an meiner Seite mit Trost, Rat, Zuspruch, Hilfe.

Ich denke, wir können damit ebenso wenig zufrieden sein wie mit der Beer-

digungspredigt des (Pfarrer-)Schauspielers im Krimi, in der dieser nicht mehr zu sagen weiß, als das, was seine Angehörigen zu erzählen mußten (und wir, die ZuseherInnen, wissen es besser): was für ein unentbehrlicher Mensch der Verstorbene war, wie lieb, freundlich, hilfsbereit, und, dass er jetzt in den Herzen seiner Angehörigen weiterlebe (und wir wissen auch das besser...). Dass Gottes Wort auch manches sagt, was sich nicht von selbst versteht, manchmal auch Unbequemes und Neues, bleibt aus dem Blick.

Ein Teufelskreis dreht sich: wer solche Predigten hört, geht kaum in die Kirche, um eine ganze Predigt zu hören, nein, einen ganzen Gottesdienst zu erleben. So verfestigt sich ein Bild von Kirche, das niemand wirklich gut finden kann, dem es um unsere Botschaft und die Menschen geht.

Einen wirklichen Ausweg weiß ich auch nicht. Aber vielleicht ist es schon etwas, wenn wir das Problem sehen und versuchen, wo möglich, gegenzusteuern.

Ihr

Martin Ost

»Karl Eduard von Schnitzler kämpft immer gegen den Klassenfeind« (Decker, 256ff), ist jedenfalls nicht in den neuen Verhältnissen angekommen – und ich habe gelernt, dies aus seiner Biographie heraus zu verstehen, er war nämlich nicht immer so, er wurde so: »Im September 1933 wurde Schnitzler verhaftet, mit fünfzehn Jahren. Die großbürgerliche Familie ließ ihre Beziehungen spielen. Der Junge kam wieder frei, Tante Helene in Leipzig nahm ihren Lieblingsneffen auf. Aber zuerst sollte er sich mal was ansehen. Zur Abschreckung. Der Fünfzehnjährige wurde im Leipziger Reichsgericht Zeuge der Begegnung Dimitroff – Göring. Die Tante hatte ihn zum Reichstagsbrand-Prozess geschickt.« (S. 261).

Oder interessiert Sie mehr Lothar J., Friedhofsgärtner, 54, Herr über 500 im Kriege und 5000 (!) zu DDR-Zeiten gestorbene Sowjetsoldaten und deren Angehörige auf dem größten Sowjetfriedhof in der ehemaligen DDR bei Potsdam? Hier wird der Satz »Rüstung tötet auch ohne Krieg« erfahrbar und die religiösen Grabrituale der vermeintlichen Atheisten sind religionswissenschaftlich wie seelsorgerlich (unsere Aussiedler dienten anderswo in der gleichen Armee!) interessant (Russen, S. 67ff).

Oder wie wär's mit Gysis großer Schwester Gabriele? (Decker S. 115ff) – seit 1984 (!) Schauspielerin in Bochum, so etwas ging damals für die Tochter des einstigen Kulturministers, Botschafters in Italien und späteren Staatssekretärs für Kirchenfragen, Klaus Gysi. Jetzt ist sie in Berlin, 1990 trat sie in die PDS ein. »Und wenn es je möglich sein sollte, eine Synthese zwischen dem abgründigen anthropologischen Pessimismus Carl Schmitts und dem ebenso grundsätzlichen anthropologischen Optimismus jeglicher Sozialisten zu denken, dann schafft sie das.« (S. 120).

Deckers vertiefen ihre biographischen Skizzen mit Gedanken um das Problem von Reife und Aufbruch, von Pubertät und, ohne dass das für die finale DDR so typische Wort fiele, Senilität. Und irgendwie ist ihr Werk doch ein Plädoyer fürs Weiterleben, mit der spezifischen Geschichte, aber gar nicht museal. Wir werden damit leben müssen... Bei den »Russen« leisten die Bilder Erstaunliches, nicht nur für passionierte und geübte Bildbetrachter. Da sind anfangs noch die Bilder von der »Endzeit« dieser einst stolzen, größten im Ausland stationierten Armee, im Hintergrund als

Wandschmuck wie als Kultlegende (der alte Gunkel erwacht hier mir seiner religionsgeschichtlichen Betrachtung zu neuem Leben), doch davor wird der Verfall schon deutlich. (Die Russen, S. 9ff). Wer etwa am Brocken oder in den noch bis 1994 bestehenden Standorten in Mecklenburg-Vorpommern die Isolierung gespürt oder mitbekommen hat, um wieviel leichter ein ferner Afrikaner als ein Sowjetsoldat aus der Garnison gleich drüben von der anderen Seite der gerade gefallenen Grenze auch nur den Status des Asylsuchenden bekam, der kann Kumlehns Worte voll verstehen: »Der Abzug ... Bankrotterklärung eines Systems, das nicht mal mehr die Militärs benutzen kann, die einst seine Stabilität garantierten. ... Sie sind einem Eid verpflichtet, der immer noch gilt, solange sie die Uniform tragen. Viele handeln, indem sie Deutschland verlassen, gegen ihre persönlichen Interessen. Eine Desertion ist scheinbar immer noch unmöglich, trotz der Funktionslosigkeit uniformierter Nomaden.« (Russen S. 7). Der mittlere Bilderzyklus, lauter junge Soldaten unterschiedlicher Nationalität, stammt von zwei Filmen, die Frank Gaudlitz in einer verlassenen Neuruppiner Kaserne fand. Zufall? Oder konnte diese Armee in der Auflösung nicht einmal mehr Bilder einander zukommen lassen – was doch in anderen Armeen am Ende auch verlorener Kriege noch letzte Erinnerung war?

Wie mögen diese Männer und ihre Offiziere dies alles verarbeitet haben? »Was ist der Mensch...?« fiel mir bei diesen und anderen Bildern aus den anderen Serien, wo noch Dienst nach Vorschrift und nicht Einzelaufnahmen wohl immer vor der gleichen Mauer zu sehen ist, ein. Jedenfalls sind nur schäbige, traurige Reste geblieben (Fotos S. 121ff), »während Deutsche aller Art« Geschick oder Glück hatten: Lothar E., Vorruheständler, 53, war DDR-General, jetzt ist er Bundesbürger mit etwas anderer Vergangenheit – und ungleich besser dran als seine sowjetischen Kollegen (Russen S.77ff).

Helga Sch., 52 (Russen S. 71ff) verschickt als DB-Angestellte die gleichen Truppen wie einst bei der DR, nur jetzt zum letzten Mal; für die Liegenschaften ist Günter W, 41, Sachgebietsleiter im Bundesvermögensamt, zuständig (S. 81ff), nur Petra und Siegfried H, 44/48, müssen noch arbeiten wie früher in ihrem Kiosk, nur: Früher hieß die Kneipe »Bistro Wolkow«, nach dem russischen Namen des mongolischen Kornman-

danten der Garnison. Für die Bundeswehr musste umgefloggt werden, also jetzt »Siegfrieds Quelle« (S. 53ff). Oder wie wär's mit Deckers Schlussammlung »Finten, Scheinangriff und Grabenkampf« (S. 250ff) mit dem Nachdenken über Ausländerfeindlichkeit und Kriegsablehnung »im Osten«?

Dr. Roland Gierth, Pfarrer in Sulzbach-Rosenberg

Präfationen für das Kirchenjahr – Heft 1: Advent bis Estomihi, Heft 2: Aschermittwoch bis Pfingstsonntag – Hrsg.: Lutherische Liturgische Konferenz in Bayern und Gottesdienst-Institut der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

Als Ergänzung zu den vorliegenden, inzwischen von vielen Kolleginnen und Kollegen sichtlich gern benützten vier Heften »Liturgische Entwürfe für das Kirchenjahr« sind vier weitere konzipiert: »Präfationen für das Kirchenjahr«, von denen die beiden ersten schon erschienen sind.

Mit »Begrüßung und Vorbereitungsgebet – Kyrie-Akklationen – Gebet des Tages – Fürbitten – Schlussgebet«, enthalten in den »Liturgischen Entwürfen«, gehören die »Präfationen« zum Proprium des Liturgen bzw. der Liturgin, geben dem jeweiligen Sonn- und Feiertag, den besonderen Tagen und Anlässen ihr je eigenes Profil und unverwechselbares Gesicht.

Verfasst haben die Texte in beiden Heften Dekan Christian Schmidt (St. Lorenz Nürnberg) und Pfarrerin Gabriele Gräter (Nürnberg), die Melodien unterlegte Kantor Andreas Schmidt (Gottesdienst-Institut Nürnberg): In Heft 2 regien sie bei Osternacht II (Seite 40 f) und Pfingsten III (Seite 74 f) an, die feiernde Gemeinde mit Taizé-Gesängen an der Präfation zu beteiligen.

Der Vorrat an praktikablen Präfationen reicht vorläufig bis Pfingsten 2005 – die beiden ausstehenden Hefte »Trinitatis bis Ewigkeitssonntag« und »Gedenktage der Kirche und besondere Gottesdienste« werden folgen. Jedes Heft kostet sage-und-schreibe tatsächlich ganze 3,75 Euro.

Herbert Reber, Dekan i.R., Heilsbronn

Karlheinz Häfner: *Das Sterben, der Tod und die Angst*. mabase Verlag Nürnberg. 2004. 151 S.

Ungewöhnliche theologische Bücher erscheinen selten. Aber es gibt sie. Hier bekommen wir eines vor Augen. Das zeigt sich auch daran, daß die 1. Auflage innerhalb einer Woche vergriffen war.

Pfarrer Häfner hat in zwanzig Jahren Berufstätigkeit knapp achthundert Beerdigungen gehalten und viele mit ihren Begleitumständen dokumentiert. Eine kleine Anzahl von ihnen zeichnet er zu den verschiedenen Aspekten des Erlebens und des Sterbens nach. Er erzählt und reflektiert sie in theologischer und menschlicher Hinsicht.

Eben darin liegt das Ungewöhnliche: Häfner, ein Mann wachen Sinnes, starker Gefühle und tiefer Frömmigkeit schreibt seine Erkenntnisse nieder. Weitab von blutleeren Wissenschaftstheorien werden hier die Verstorbenen noch einmal lebendig mit ihren Ängsten, ihren Hoffnungen, Verzweiflungen, aber auch Freuden und mit ihrem Glauben oder Unglauben. Der Seelsorger kommt mit seiner Begleitung auf diese Weise unmittelbar nahe – den Sterbenden aber auch den Lesern. In den Berichten scheint immer wieder sein fränkischer Humor durch, aber noch stärker seine Beziehung zu Tod und Sterben und sein Umgang dabei mit Jesus, dem Herrn über den Tod.

Alle Erzählungen stehen unter bestimmten Stichwörtern, z. B.: Unerledigte Geschäfte – Scham – Verbitterung – Schuld – Versöhnung – Angst (auch der Angehörigen) – Würde – Nicht erreichbar – Zweifel – und viel andere mehr. Zwischen die Berichte stellt Häfner Reflexionen, teils theologischer, teils sachbezogener Art; er bleibt dabei aber immer sehr persönlich und unmittelbar nahe.

Ich habe weder auf der Uni noch bei theologischen Fortbildungen etwas so eminent lebendiges und praktisches gehört. Für junge Kolleginnen dürfte das Buch den schwierigen Weg durch das dunkle Kapitel der Sterbebegleitung sicherlich wesentlich erleichtern. Darum denke ich, daß sich viele ältere Kollegen in ihren Erfahrungen bestätigt sehen werden und (wie mir einer nach der Lektüre sagte) noch etliches Neue dazu lernen. Ebenso kann das Buch eine gute Hilfe sein für alle, die in ihrem Lebensbereich mit Leiden und Sterben konfrontiert sind. Alle Leser aber regt es an, sich mit dem eigenen Sterben ausein-

ander zu setzen und zu befreunden.

Dr. Gerhard Münsterlein,
Nürnberg

Hinweis



Das Buch von
Christel Opp,
Die Avantgardinen,
ist zu beziehen über:
Christel Opp
Bahnhofsteig 36
91 560 Heilsbronn
Tel.: 0 98 72 / 88 01

Hans-Martin Barth, Rom – protestantisch erlebt, Notizen aus drei Jahrzehnten, Darmstadt 2004, 11,50 Euro ISBN 3 – 920606-38-8

In ansprechend angefaßten Tagebuch-Einträgen schildert der Autor, was er in Rom erlebt hat – als Student an der Waldenser-Fakultät und an der Gregoriana, als Gastdozent und »congressista« oder eben auch bei seinen Spaziergängen durch die »ewige« Stadt. Eine anregende Lektüre für alle, die den Charme Roms und seiner Kunstwerke lieben und dennoch die Ambivalenz italienischer Religiösität kritisch wahrnehmen.

Hans-Martin Barth ist Professor für systematische Theologie und Religionsphilosophie am Fachbereich Evangelische Theologie in Marburg und Präsident des Evangelischen Bundes.

Verlagsankündigung

Ankündigungen



EFB

»Frauen und Globalisierung: Gewinnerinnen – Verliererinnen?« Öffentlicher Studientag

12. März 2005 von 10.00 Uhr bis 16.00 Uhr
Ort: Tagungs- und Gästehaus, FrauenWerk Stein e. V., Deutenbacher Str. 1, 90547 Stein
Referentin: Claudia Lauterbach
Der Studientag findet statt im Rahmen der Mitgliederversammlung des Dachverbands evangelischer Frauenorganisationen in Bayern. Im Mittelpunkt der thematischen Arbeit von über 20 Frauenverbänden, ihren Mitgliedern und allen anderen Interessierten steht dabei die Globalisierung und ihre Auswirkungen auf Frauen. Dazu gibt es ein Fachreferat und Workshops, die einzelne Mitgliedsverbände gestalten. Außerdem stellen die einzelnen Mitgliedsorganisationen dar, an welchen Aspekten der Globalisierung sie arbeiten.
Kosten: Tagungsgebühr u. Verpfl.: 10.- Euro

Pfarrfrauenbund

»Meine Augen sehen stets auf den Herrn«

Hoffnung gegen die Angst (Ps. 25,15)
Tagestreffen

Dienstag, 1. März 2004, 9.00 Uhr bis 16.00 Uhr
Ort: im CVJM-Haus, Kornmarkt 6
Bibelgespräch mit Ursula Seitz, Nürnberg – Austausch, Informationen, Singen – Mittagspause – Bericht über die Arbeit der Wicliiff-Organisation – Sprachforschung und Bibelübersetzung mit Renate Bloess, Burbach

Hinweis:

Herbsttagung

in Neuendettelsau, Haus Lutherrose
10. – 13. 10.05

Thema: Vater unser i. A.: »Dein Name«, »dein Reich«, »dein Wille«

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Rinnig 8
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Ole Matthias Fendler, 3. Kind von Michael und Stefanie Fendler, am 18.12. in Abakan/Sibirien

Evangelischer Bund Bayern

■ Ökumenische Ansichten – Ökumenische Aussichten

Tagung des Evangelischen Bundes

15.4., 15.00 Uhr – 16.4. 17.00 Uhr 2005

(Teilnahme auch nur am 16.4. möglich)

Ort: Tagungsstätte Schloss Schwanberg, Rödelsee

Das Klima zwischen römisch-katholischer Kirche und den evangelischen Kirchen ist momentan eher von Stagnation und Resignation geprägt als von hoffnungsvollen Zeichen. Nach den bedeutenden Erfolgen der letzten Jahre, wie der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre, ist eine Konsolidierung der ökumenischen Beziehungen angesagt. Dabei gilt es das Erreichte zu festigen und der Versuchung zu widerstehen, in alte Konfrontationen und Feindbilder zurückzufallen. Der Evangelische Bund Bayern möchte bei dieser Tagung die real existierenden Möglichkeiten der Ökumene (vor Ort) ausloten.

o Was geht in der Ökumene eigentlich alles gemeinsam?

o Was hat sich bewährt?

o In welche Richtung lohnt es sich, weiter zu arbeiten? Dabei soll über das Modell konkreter Gemeindeparterschaften informiert und der Möglichkeit von Partnerschaftsverträgen zwischen Kirchengemeinden diskutiert werden.

Referenten: Altbischof Prof. Dr. Paul-Werner Scheele, Prof. Dr. Michael Plathow, Bensheim (Direktor des Evangelischen Bundes und Leiter des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim).
Anmeldeschluss: Freitag, 18. März 2005

Kosten: Tagungsbeitrag beträgt: 50.- Euro für Mitglieder im Evangelischen Bund, Studierende, Vikarinnen und Vikare, 100.- Euro für alle anderen TeilnehmerInnen, 30.- Euro für Tagesgäste

Die Tagung ist als Fortbildungsmaßnahme für Hauptamtliche der Bayerischen Landeskirche anerkannt. Ehrenamtliche MitarbeiterInnen können im Rahmen des Ehrenamtlichengesetzes von ihren Gemeinden gefördert werden.
FEA/FED: Die Tagung ist im Rahmen der Fortbildung in den Ersten Amtsjahren grundsätzlich anerkennungsfähig.

Letzte Meldung

»Hebräischkenntnisse werden nicht vorausgesetzt, sind aber nicht nutzlos«
aus: *Vorlesungsverzeichnis WS 04/05, Augustana-Hochschule Neuendettelsau*

Anmeldung und Fragen: Evangelischer Bund Bayern, Adam-Kraft-Straße 37, 90 419 Nürnberg
Tel: 09 11 / 39 37 84 0 Fax: 09 11 / 39 37 84 2
eMail: EBBayern@t-online.de

»Wohl denen, die in deinem Hause wohnen;
die loben dich immerdar.«
Psalm 84,5

Der Verein für Christliche Kunst in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern e.V. gedenkt seines langjährigen Vorstandsmitgliedes

Kirchenrat Ludwig Fischer

11.11.1904 – 14.12.2004

Kirchenrat Ludwig Fischer war von 1939 bis 1954 Kassier, von 1954 bis 1966 Redakteur der Zeitschrift Kirche+Kunst und von 1966 bis 1980 Schriftführer unseres Vereins.

Wir danken ihm für viele Jahrzehnte aktive Mitarbeit in unserem Vorstand und bitten den Dreieinigen Gott, dass er dem Verstorbenen die Gnade gewähre, im ewigen Hause Gottes zu wohnen, dessen irdischer Gestalt lebenslang seine Liebe gehörte.

Prof. Dr. Peter Poscharsky
Ehrevorsitzender

Prof. Dr. Klaus Raschzok
1. Vorsitzender

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).

Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.

Den Text finden Sie auch auf der Internetseite

www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau,

Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern.

Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den

Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V.,

Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt,

Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrerverein.de